

Bonnekamps Burgaltendorf

Flucht und Vertreibung

In meinen Artikeln vom März und April 2022 habe ich über das 3. Reich von der Machtergreifung bis zum Ende des 2. Weltkriegs berichtet. Heute will ich über das Flüchtlingselend schreiben, das am Ende des 2. Weltkriegs über Deutschland hereinbrach und auch unser Dorf berührte.

Dabei sind es verschiedene Menschenströme gewesen, die sich damals nach Westen aufmachten. Da sind zum einen die, die vor den vorrückenden russischen Truppen aus Ost- und Westpreußen, Pommern und Schlesien flohen. Des Weiteren wurden aufgrund des Potsdamer Abkommens vom August 1945 Deutsche aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, aus Polen, der Tschechei, den baltischen Staaten und der Ukraine vertrieben. Letztlich flohen aus der DDR viele Menschen in die Bundesrepublik, bis der Berliner Mauerbau 1963 dies weitestgehend unmöglich machte. Auch dies war eine Folge des 2. Weltkriegs.



Hier gab es zunächst das Problem, dass der Nazi-Staat von einem Tag auf dem anderen aufgelöst war und die Besatzungsmächte (hier die Engländer) eine Verwaltung aus unbelasteten Mitarbeitern aufbauen mussten. Es musste zudem auch für die Menschen aus den zerbombten deutschen Innenstädten Wohnraum gesucht oder geschaffen werden. Ich weiß nicht, ob es darüber Zahlen gibt.

Dazu gehörten meine Großeltern, die Eltern meiner Mutter. Ihr Haus in Essen West war zerbombt, und so zogen sie mit dem Wenigen, was sie noch retten konnten, auf die Ruhrhalbinsel, Oma, Opa und eine ledige Tante. Nach wenigen Tagen bei uns (unsere Eltern und drei Kinder lebten auf ca. 35 m²) kamen sie am Dellmannsweg unter, wo ein Ehepaar allein in einem großen Fachwerkhaus wohnte. Ihr einziger Sohn war in Kriegsgefangenschaft. Das war ein Glücksfall, zumal der Vermieter evangelisch und mein Opa ein todernst-frommer Katholik war.

Die Unterbringung

Wo brachte man die große Zahl der Flüchtlinge unter? Kurzfristig bei Einwohnern, die ein oder zwei Zimmer frei hatten. Dazu kamen die Wirtshaussäle Im Rosental, bei Winkelhaus und Brauksiepe. Da mussten Trennwände, Kochgelegenheiten (im Rosental kochte der Wirt für die Untergebrachten), Schränke, Tische, Geschirr und Besteck, Stühle, Betten und sanitäre Einrichtungen beschafft werden. Das alles war provisorisch und nur für eine kurze Zeit. Dann wurden Baracken errichtet. Ab 1953 wurden auch Neubauten errichtet; so in der Heinrich-Kämpchen-Straße.

Aus den Protokollen der Gemeindevertretung geht hervor:

- 1946 wurden 110 Flüchtlinge durch den Flüchtlingsausschuss untergebracht. Zwei Flüchtlinge aus Schlesien wurden im August 1946 als Gemeindearbeiter eingestellt.
- Im Oktober 1947 beschließt die Gemeindevertretung die Kündigung der Pächter Josef Soest und Moritz Kollenberg im Gemeindehaus, um Flüchtlinge unterzubringen.
- Im Januar 1948 wird „große Wohnungsnot“ erwähnt.
- Die „Westfälischen Heimstätten“ beantragen Grundstücke für Siedler.
- März 1951: Errichtung von Volkswohnungen an der Überrastraße wird beschlossen.
- Im Mai 1951 gibt die Gemeinde DM 80.000 für Volkswohnungen an der Überrastraße. Die „Kreiswohnungsausschuss GmbH Schwelm“ gibt DM 50.000 dazu.
- 1952 wurden von der Wohnungsgesellschaft Holthausen (das Wohnungsunternehmen der Zeche Heinrich) Häuser an der Heinrich-Kämpchen-Straße errichtet.

Am 1. Januar 1954 waren in der Gemeinde Altendorf-Ruhr von 5.774 Einwohnern 1.012 Flüchtlinge, also fast jeder Fünfte.

Die Bundesrepublik hat versucht, den Flüchtlingen und Vertriebenen finanziell zu helfen. Aber auch den Einheimischen, die hier durch Kriegseinwirkungen Eigentum verloren hatten. Dies wurde im „Lastenausgleichsgesetz“ vom 14.8.1952 geregelt. Für die Flüchtlinge und Vertriebenen bedeutete dies, dass sie auf einem „Siedlereignungsschein“ angeben mussten, was ihnen verloren gegangen war. Im Abschnitt über einzelne Flüchtlingsschicksale beschreibt Herr Reuß unter anderem, wie das geregelt war.

Flüchtlingsausschüsse

Bei der Unterbringung von Flüchtlingen galt, sie gerecht auf alle Städte, Kreise und Gemeinden gleich zu verteilen.

Auf allen Ebenen wurden Flüchtlingsausschüsse gewählt. In Altendorf wählte man im August 1946 je fünf Mitglieder aus den hiesigen karikativen Verbänden und aus den Flüchtlingsreihen:

Martha Koring, für die jüdische Mission (sie erinnern sich),
Luise Kappert für die Caritas,
Gertrud Härtel für die innere Mission,
Fritz Schaub für die Wohlfahrt,
Josef Altenbeck für das DRK,
Erich Schramm, Arthur Kretschmer, Bruno Pfohl, Richard Endler und Georg Pitsch aus den Reihen der Flüchtlinge.

Der Ausschuss tagte regelmäßig. Er prüfte die Anträge der Flüchtlinge auf Beihilfen, entschied über die Bedürftigkeit und gab sie dann der Gemeindevertretung weiter. Die Gemeinde half, soweit ihr das möglich war. Es gehörten auch Lebensmittelkarten dazu.

In einem Schreiben des Kreisvertriebenenrates in Schwelm vom 19.5.1953 an die Gemeinde heißt es:

„... bitte ich Sie, 10 Personen in die neue Notunterkunft in Altendorf unterzubringen. ...“

Am 26. Februar 1954 schreibt das Kreisvertriebenenamt:

„Die Gaststätte Winkelhaus ist zur Unterbringung von Sowjetzonenflüchtigen geeignet. Es können 10 größere Kabinen dort eingerichtet werden, so daß bis zu 60 Personen dort unterzubringen sind.“

Zur Gaststätte Wagner des Eigentümers Auffermann (Im Rosental, der größte Saal im Dorf) heißt es:

„Das Lokal ist für die Unterbringung von Sowjetzonenflüchtlingen durchaus geeignet. Der Pächter bzw. der Inhaber sind beide daran interessiert, daß das Lokal mit Sowjetzonenflüchtlingen belegt wird.“

Vom März 1954 ist eine Transport-Begleitliste, in der ein Ehepaar Engel mit Tochter aus dem Hauptdurchgangslager Massen angekündigt wird. Sie können in Altendorf-Ruhr in der Überrastraße 84 untergebracht werden, da die Schachtanlage Theodor diese zur Verfügung stellt. Auch eine Arbeitsbescheinigung der Zeche liege schon vor, hieß es.

Am 11.11.1955 gibt Hans Eichhorst, geb. 21.11.1925 in Pommern, auf dem Gemeindeamt vor dem Beamten Ellinghaus zu Protokoll:

„Ich wohne seit dem 6. Oktober d. J. in Altendorf-Ruhr, Am Sonnenschein 21... bei meinem Bruder auf einem Zimmer. Ich bin auf der Schachtanlage Heinrich in Überra beschäftigt.“

Hilfsunterkünfte wurden auch in den stillliegenden Gebäuden der Zeche Altendorf geschaffen, ergänzt durch ein Barackenlager.

Es hatten sich auch Bewohner bereit erklärt, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen, wenn Platz vorhanden war. Dazu gehörten unter anderem Ruth Vaester als Besitzerin des Hofes Bungert und der Landwirt Wilhelm Mintrop, auch die Familien Steil, Rütth und Rügenstahl. Die Bauern Vaester, Wintermann und Mintrop hatten beim Kreis Bauvorhaben zur Unterbringung von Flüchtlingen angemeldet. Es reichte aber nicht, so dass die Gemeinde Flüchtlinge solchen Familien zuwies, die über ausreichend Platz verfügten. Das stieß nicht immer auf Verständnis. So ist ein Fall festgehalten, der eine Familie Schramm betraf. Sie bekam für zwei Erwachsene und ein Kind im Hause Am Kirchhof 2 einen Raum von 3 ½ x 3 m² und einen Taubenschlag zugewiesen.

Dankschreiben für erfahrene Hilfe sind kaum bekannt. Einen aus dem Dezember 1950 will ich zitieren:

„An das Flüchtlingsamt Hattingen

Gestern hatte ich die große Freude, mir eine Beihilfe zur Anschaffung eines eigenen Herdes abholen zu dürfen. Für die Genehmigung dieser Beihilfe danke ich recht herzlich.

Ein ganz besonderes Bedürfnis aber ist es mir für die überraschende Zustellung eines Küchenschrankes zu danken den ich schon vor einigen Wochen erhielt. Der Schrank ist, obwohl schon gebraucht, in so einem gepflegten Zustand, daß ich mich täglich, ja stündlich darüber freue ...“

Es gab auch gegenteilige Stimmen. Eine solche wird weiter unten zu lesen sein.

1953 wurde das Waschhaus gebaut, nicht nur, aber in erster Linie für die Flüchtlingsfamilien. Im Keller waren Trockner, Mangel und Sauna. Im Erdgeschoß waren fünf Waschmaschinen, Trockner, Mangel, Gefrierraum für Fleisch und Gemüse, ferner ein Jugendraum von 9 x 5 m. Im Ober- und Dachgeschoß waren je drei 2-Zimmerwohnungen mit Wohnraum und Kochnische. Dazu gab es einen Kühlraum für den Melktrupp der Altendorfer Bauern.

1960 wurden dann 15 Häuser für Flüchtlinge als landwirtschaftliche Nebenerwerbsstellen auf dem Loh errichtet. Gärten und Viehställe waren dabei, und die Nutzung zum Gemüseanbau wurde überwacht. Weitere Häuser entstanden in der Heinrich-Kämpchen-Straße. Letztlich wurden von 1970 bis 1972 auf den Flächen des aufgegebenen Bauernhofes Wünnenberg 51 Häuser für Flüchtlinge errichtet, die Landbesitz in ihrer aufgegebenen Heimat nachweisen konnten. Für beide Siedlungen gilt, dass sie ein freundschaftliches Miteinander pflegten.

Ich möchte hier die Schicksale einiger Flüchtlinge darstellen

Die Schilderungen der ersten drei Personen gehen auf Aussagen zurück, die die Betroffenen im Gespräch mit Harri Petras (Hattinger Stadt-Historiker) gemacht haben. Dabei habe ich mich auf die Fluchtwege und ihr Leben in Altendorf beschränkt. Leider war es aus verschiedenen Gründen nicht möglich, die Schicksale weiterer Personen oder Familien aus Burgaltendorf darzustellen, die selber oder deren Familien ein Flüchtlings- oder Vertriebenen-Schicksal erlebt haben.

Erich Reuß, geboren 1921 in Deutschendorf/Ostpreußen, gestorben 2014 in Burgaltendorf, hat sehr ausführlich berichtet. Seine Eltern besaßen einen Bauernhof, den er jedoch seinem jüngeren Bruder überlassen wollte. 1940 meldete er sich freiwillig zur Wehrmacht. Er erlitt einige Verletzungen, unter anderem am linken Arm, den er noch lange in einer Schlinge tragen musste.

Anfang Februar 1945 standen die Russen vor Preußisch Eylau. Reuß flüchtete und hoffte, über das zugefrorene Frische Haff ein Schiff auf der Ostsee zu erreichen. Eisbrecher hatten eine Fahrrinne geschaffen, über die Pioniere dann eine Brücke gebaut hatten. Das war ein Engpass für die vielen Flüchtlinge und Soldaten. Eine Nacht hatte er sich im Dünen sand eingebuddelt, um nicht zu erfrieren. Man rettete ihn und brachte ihn in eine Wärmebaracke. Mit einem Dampfer erreichte er dann am 10. Februar Danzig. Von hier konnte er auf ein Schiff, das Flensburg als Ziel hatte. Durch englische Luftangriffe wurden zwei von zehn Schiffen versenkt, Reuß gelangte mit seinem Schiff nur bis kurz vor Rügen, dann musste es mit Maschinenschaden nach Saßnitz geschleppt werden. Von dort ging es per Bahn Richtung Hamburg, doch in Marxen am Berge (östlich der Elbe) endete die Fahrt nach erneuten Luftangriffen. Hier sollte er trotz seiner Verletzung am Volkssturm teilnehmen, was er ablehnte. Das drohende Kriegsgericht blieb ihm erspart.

Als das Gerücht auftauchte, dass die Russen bis Hamburg vorrücken wollten, floh er schwimmend durch die kalte Elbe. Er wurde von netten Leuten aufgenommen und mit trockener Kleidung versehen. Da ihm die weitere Flucht sinnlos erschien, schwamm er zurück nach Marxen. Hier erlebte er am 8.5. das Kriegsende. Dort wohnte er beim Kreispropagandaleiter, wodurch er von den Engländern als dessen Mitarbeiter vermutet wurde. Er kam für sechs Wochen in ein Internierungslager in Fallingbostal, wo auch einige NS-Größen untergebracht waren. So der Reichspressechef Dr. Dietrich. Er hatte das Buch geschrieben „Mit Adolf Hitler zur Macht“; nun schrieb er das Buch „Mit Adolf Hitler in den Abgrund“, welches er Reuß lesen ließ.

Die englischen Besatzer setzten Reuß als Kraftfahrer ein.

Anfang 1947 kam er in eine Behindertenwerkstatt. Hier wurde aus alten, verbrauchten Geräten neue hergestellt, so wurden zum Beispiel aus Ölkannentern Eimer. Man schlief in Sechsbett-Räumen, die Verpflegung war schlecht. Reuß war zunächst Hilfsarbeiter, später Fahrer und dann Bürovorsteher. Es gab eine geringe Bezahlung, doch für die Reichsmark konnte man nichts mehr kaufen. Nur Hamstern und Schwarzmarkt war möglich.

1948 heiratete er in Schafstedt Irmgard Bitter.

Von einem Kollegen, mit dem er sich angefreundet hatte, erfuhr er, dass er bei Hill in Hattingen Arbeit gefunden hatte. So machte er sich mit seiner Frau auf nach Hattingen. In einem „Hospiz für Arbeitslose“ fand er in einem Dreibett-Zimmer Unterkunft, das aber mit sechs Personen belegt war.

In den Folgejahren fand er Arbeit bei einem Bauunternehmer, bei den Firmen Normag und Gottwald, 1954 dann beim Finanzamt Hattingen.

Eine 2 ½-Raum-Wohnung von 40 m² fanden Reuß in der Straße Rosenberg 18.

Reuß nahm Kontakt zum Bund der Vertriebenen auf. Hier half er den Vertriebenen bei ihren Anträgen. Die Anträge wurden geprüft; dazu gab es Heimat-Auskunftstellen und Vertrauensleute für jede Region, aus der die Flüchtlinge kamen.

Reuß gibt an, dass die Vertriebenen nicht immer mit offenen Armen aufgenommen wurden. Hier hätten es Katholiken besser gehabt als die Protestanten, die von ihren Pfarrern nicht so gut unterstützt wurden. Es habe daran gelegen, dass die Katholiken jeden Sonntag die Messe besuchten und so Kontakt zum Pfarrer hatten; das war bei den Evangelischen anders.

Reuß hatte sich an den zentralen „Bauernverband der Vertriebenen“ gewandt. Der hatte das Ziel, für die vertriebenen Bauern Nebenerwerbsstellen zu schaffen. Herr Reuß hatte hier die örtliche Projektleitung. 1963 war der alte Hof Wünnenberg (im Elvenholzfeld, östlich der Kohlenstraße) aufgegeben worden; die Eigentümer hatten einen Hof in Hennef an der Sieg übernommen. Das schien Reuß ein Gelände für Nebenerwerbsstellen zu sein. Doch der Altendorfer Bürgermeister Henneke und einige Ratsmitglieder wollten hier eine Siedlung für Einheimische errichten. Reuß machte ihnen klar, auch mit Hilfe des Düsseldorfer Ministeriums, dass die Umwandlung von landwirtschaftlichen Flächen in Bauland nur für Vertriebene möglich war. Schließlich wurden je zur Hälfte Grundstücke für Vertriebene und Einheimische ausgewiesen. Ende 1967 war der erste Spatenstich für einen ersten Bauabschnitt, und 1970 konnten 19 Siedler ihre Häuser beziehen. Die Familie Reuß zog im Dezember in ihr Haus am Finkenweg 24 ein. Auch hier hat er sich noch Jahre für die Anliegen der Vertriebenen eingesetzt. Bis 1972 waren dann alle Siedlerstellen eingerichtet und bezogen.

Soweit Herr Reuß. Als ich ihn Anfang der 1990er Jahre kennenlernte, zeigte er mir noch eine andere Seite seines Schaffens. Er hatte ein Buch über die Geschichte seines Heimatdorfes Deutschendorf in Ostpreußen geschrieben. Ich durfte es lesen.

Am 1. Mai 2014 starb Erich Reuß in Burgaltendorf.

Hier die Aussagen **Arthur Kretschmers**:

Seine Eltern hatten in Hainau Kreis Goldberg (Schlesien) eine Gaststätte. Die von den Russen nach dort umgesiedelten Polen haben sie Anfang 1946 vertrieben. Arthur landete zunächst in Pudripp bei Dannenberg. Dort heiratete er seine Klara. Im Sommer 1946 bekamen sie Nachricht vom Suchdienst der DRK, dass seine Eltern in Altendorf (Ruhr) lebten, und zwar in einem Flüchtlingslager im Saal Winkelhaus. Der Vater half, für das Paar eine Unterkunft zu finden und fand sie auch beim Bauern Soest (Pächter des Hofes Bungert). Sie reisten im November mit dem Zug, wobei ein mehrmaliges Umsteigen erforderlich war. Das Eisenbahnnetz war nach dem Bombenkrieg noch vielfach unterbrochen. Auf allen Bahnhöfen herrschte hektisches Treiben, die Züge waren überfüllt. Von Essen Hbf fuhren sie nach Hattingen, von da mit der Straßenbahn nach Linden und dann zu Fuß nach Altendorf.

Im Haus des Bauern Soest hatten sie ein Zimmer. Ein Bett war da, Tische und Stühle mussten organisiert werden. Als 1947 im Krankenhaus von Niederwenigern eine Tochter und zwei Jahre später ein Sohn geboren wurden, bekamen sie ein zweites Zimmer dazu. Wasser gab es im Flur ohne Spülstein, ein Plums klo war im Kuhstall.

Alles, was sie benötigten, bekamen sie im Gemeindeamt Altendorf. Es waren damals hier viele Flüchtlinge untergebracht. Von den Katholiken Altendorfs waren sie enttäuscht. Vor ihren Häusern lagen Berge von Deputatkohlen, und sie mussten frieren; sie haben dann „gefringst“ (ein wenig weggenommen).

Nach der Ernte haben sie auf den Feldern Ähren aufgesammelt, um daraus Mehl zu machen. Lebensmittel gab es bei Willms (wenn es dort aus war, bei Münstermann), Wurst beim Metzger Kamann und Brot beim Bäcker Heedt. Die Schuhe brachten sie zu den Schustern Brauksiepe oder Scheele. Kretschmer hatte sich ab 1946 auch im Flüchtlingsausschuss in Altendorf engagiert.

Er fand recht schnell Arbeit bei der Traktorenfabrik Normag-Zorge in Hattingen, die er anfangs mit dem Rad, später mit dem Motorrad erreichte. 1953 bezog die Familie in Hattingen eine Neubauwohnung.

Lothar Gierth, Jahrgang 1941, ebenfalls aus Hainau, erinnert sich:

Auch er und seine Eltern wurden wie die Kretschmers Anfang 1946 von den Polen vertrieben. Man brachte sie mit Zügen nach Westen, Lothar nach Bassum südlich von Bremen, Verwandte nach Altendorf. Der Vater war in englischer Gefangenschaft, wurde aber entlassen, als er Arbeit als LKW-Fahrer bei einer Mühle fand. Dorthin ging auch Lothar, wo er 1947 eingeschult wurde. Durch das damalige „Familienzusammenführungsprogramm“ gelangten sie 1952 nach Altendorf. Anfangs kamen sie bei Verwandten in der Alten Hauptstraße 24, im Hause der Gaststätte „Bürgertreff“ unter. Die wohnten unter dem Dach in beengten Verhältnissen und nahmen uns noch hinzu, so Gierth. Plötzlich wohnten acht Personen auf zwei Zimmern. Nach wenigen Monaten zogen sie in das Haus des Milchbauern Dattenberg, gleich gegenüber der Burg in der Straße „Im Bungert“. Drei Gierth wohnten dann auf einem Zimmer. Der Vater fand Arbeit als LKW-Fahrer bei der Firma Straten. 1953 zogen sie in eine Wohnung in Hattingen.

Frau Kiwitt, die mit ihrem Mann in der Charlottenstraße wohnte und in der evangelischen Kirche aktiv war, erzählte über ihr Schicksal, soweit ich es in Erinnerung habe, Folgendes:

Frau Kiwitt wohnte im Krieg mit Eltern und Geschwistern auf ihrem Gut in Ostpreußen. Anfang des Jahres 1945, es war ein strenger, schneereicher Winter, hörten sie den Kanonendonner der Front näherkommen. Darum wollten sie mit Hab und Gut auf Pferdewagen nach Westen; die Familie besaß ein Haus in Oberhausen. Doch die Nazis ließen sie nicht ziehen. Sie fürchteten damit einzugestehen, dass das Vorrücken der Russen nicht mehr aufzuhalten war. Kurze Zeit später erlaubte man die Flucht. Sie waren nur wenige Kilometer weit gekommen, als die Russen sie überholten, anhielten und zur Rückkehr auf ihr Gut zwangen. Dort wurde ein jüngerer Bruder vor ihren Augen von einem russischen Soldaten durch einen Kopfschuss getötet. Der russische Offizier bestrafte den Schützen.

Nach einiger Zeit ließen die Russen die Familie dann nach Westen ziehen. So gelangte sie nach Oberhausen, wo sie ihren späteren Mann kennenlernte.

Clemens Behrendt teilte mir von seinen Eltern folgendes mit:

„Mein Vater Alfons Behrendt, geboren September 1924 in Pollnitz, Kreis Schlochau (tiefstes Hinterpommern, etwa 150 km östlich von Stettin), soweit ich weiß katholisch, da meine Eltern kirchlich getraut wurden, was „gemischt“ 1952 wahrscheinlich nicht gegangen wäre. Ab 1942 Kriegsdienst bei der Marine und nach der Kriegsgefangenschaft ab 1947 eine Lehre als Hauer auf der Zeche Dahlhauser Tiefbau. Wie er ins Ruhrgebiet gekommen ist weiß ich nicht, ich vermute, weil es hier Arbeit gab. Ein älterer Bruder war auf der Henrichshütte. Ich vermute mein Vater hat in Linden (Ledigenheim?) oder Dahlhausen gewohnt.“

Er hat auf Dahlhauser Tiefbau gearbeitet, bis die Zeche geschlossen wurde, hatte 1972 und 1974 jeweils einen Herzinfarkt und durfte nicht mehr anfahren, anschließend noch bis zum Ende in der Markenkontrolle von Karl Funke, danach arbeitslos und 1983 an Krebs gestorben.

Meine Mutter Maria Behrendt, geboren in Wuntrack in Waldenburg Oberschlesien, katholisch. Nach der Volksschule „in Stellung“ und ab 42 oder 43 als Rotkreuzhelferin in Lazaretten, zu Kriegsende in der „Tschechei“, ich glaube Karlsbad, bis das Lazarett 1946 aufgelöst und in den Westen verlegt wurde. Nach der Entlassung aus dem Rot-Kreuz-Dienst ins Sauerland gelangt, wo bereits Teile der Familie waren.

Ihre Eltern wurden zusammen mit einer Schwester vertrieben (ihr Vater ist an den Folgen der Vertreibung noch im Zug verstorben) und waren 1946 im Sauerland in Nuttlar untergekommen, dort war auch eine andere Schwester (die Mutter von Bärbel Duesmann) mit den fünf Kindern.

Nach Rückkehr von Bärbels Vater aus der Gefangenschaft konnte er auf Dahlhauser Tiefbau Arbeit finden und die Familie ist nach Altendorf gezogen (Im Vaeste 10, das Bruchsteinhaus, Zechenwohnung). Die Schwester, die die Eltern bzw. die Mutter betreute ist im Sauerland geblieben und meine Mutter ist mit ihrer Mutter zu Bärbels Familie nach Altendorf gezogen. Meine Eltern haben 1952 geheiratet und haben zuerst in Bochum-Linden gewohnt, dort sind auch mein Bruder 1953 und meine Schwester 1954 geboren worden. Meine Mutter hat ab Anfang der 70er bei einer Familie Krones geputzt (Burgstraße, der Mann war Statiker) und später bei Ueter im Taubenweg.

Nachdem meine Geschwister die Ausbildung beendet hatten und ausgezogen sind, bin ich mit meinen Eltern ins Haverkamp 34 gezogen (bei Engelbert Duesmann), meine Mutter hat da bis Ende der 90er gewohnt und ist dann zur Kohlenstraße umgezogen, etwas oberhalb des Hochhauses.

Das ist erstmal so das, was mir so alles eingefallen ist.“

Manfred und Siegfried Rothacker (Zwillinge, geb. 1939, beide verstorben) erzählten Ihr Schicksal Werner Streicher, der es 2004, zum 65. Geburtstag der Brüder, aufschrieb.

„Unsere Mutter, Frau Ella Rothacker, musste am 21. Januar 1945 mit ihren sechs Kindern Haus und Hof in Wittmannsdorf/Ostpommern auf Befehl räumen. Unser Vater war „eingezogen“ und ist bis heute als vermisst gemeldet.

Mit zwei Pferdewagen ging es in Richtung Ostsee. Doch schon nach wenigen Kilometern gerieten wir in Morungen unter Beschuss der Artillerie. Die Front rückte immer näher. Soldaten und Flüchtlinge, auf Fahrzeugen und zu Fuß, drängten in ungeordneten Trecks nach Westen. Die Angst vor den Russen war groß. Jeder versuchte mit letzter Kraft Anschluss zu halten. Granaten explodierten, die Stalinorgel verbreitete Grauen. Menschen und Tiere, kraftlos und tot, säumten Straßen und Feldwege. Verstopfte Straßen verursachten Zwangspausen. Kälte, Schnee und Regen kamen dazu. In den Dörfern suchten wir Schutz in den Kellern. Dann wurde ein Wagen gestohlen, unsere Habseligkeiten neu aussortiert. Schließlich erkrankte das zweite Pferd. Soldaten nahmen uns auf ihren gepanzerten Rotkreuzwagen mit. Drei Tage hatten wir unsere Mutter verloren. Sie war verzweifelt, Soldaten halfen bei der Suche. Sie betete, lief von Haus zu Haus, rief unsere Namen. Endlich fand sie uns wieder. Wir alle hatten nur das, was wir am Leibe trugen. Mit einem Schiff fuhren wir weiter in Richtung Danzig. Wir verpassten – Gott sei Dank – die Gustloff. Schließlich erreichten wir mit der Bahn Schleswig-Holstein. Am 28. Februar – nach fünf Wochen – wurden wir in Buchholz von einem Bauern abgeholt. Wir waren gerettet. Die Bewohner von Buchholz haben uns gut aufgenommen. Acht Jahre lang wohnten wir dort, bis wir nach erneuter Umsiedlung in Essen-West landeten. Alle Kinder erlernten einen Beruf. Mutter und wir Zwillinge, die den Maurerberuf erlernt hatten, zogen dann nach Altendorf/Ruhr.

Im Alter von 22 Jahren gründeten wir hier unsere Firma, Wir übernahmen das Fuhrgeschäft von Fritz Monschein. Anfangs fuhren wir Kohlen und Waschberge (Steine) von Essener Zechen. Dann folgte die Umstellung auf Transporte, Abwassertechnik und Baggerbetrieb. Heute hat die neue Generation den Betrieb übernommen.

Einige Kunden und die Freunde der Freiwilligen Feuerwehr Burgaltendorf sind uns auch heute noch treu. Wir feiern heute Geburtstag und die Präsentation von Bildern auf der Giebelwand unseres Hauses. Sie zeigen gleichsam die Lebensgeschichte von Familie und Betrieb, Aus diesem Grunde sind auch aus alter 55-jähriger Freundschaft drei Personen aus Buchholz, dem Dithmarschen in Schleswig-Holstein dabei.



Siegfried

Manfred

Wir fühlen uns in Burgaltendorf wohl, fühlen uns auch immer dem „Dorf“ verpflichtet. Das wollen wir mit dem Hausschmuck dokumentieren, und deswegen treffen wir uns auch hier in froher Runde.

Die Freiwillige Feuerwehr E.-Burgaltendorf und die anwesenden Freunde gratulieren den Familien Rothacker und wünschen ihnen für die Zukunft alles Gute, Gesundheit und Gottes Segen.“

Frau **Maria Kühn** geb. Tessmer, geboren 1930, katholisch, erinnert sich:

Ihr Elternhaus war in Quiram in Pommern, Kreis Deutschkrone. Der Vater betrieb eine Stellmacherei. Er wurde zu Kriegsbeginn eingezogen, aber dann wieder freigestellt (kriegswichtige Arbeiten) um vor Kriegsende erneut eingezogen zu werden. Er gilt seither als vermisst. Frau Kühn hatte vier Brüder.

Am 27.1.1945 erhielten sie den Befehl zu flüchten. Es wurde was möglich war auf einen Pferdewagen gepackt. Das Pferd hatte ein Nachbar zur Verfügung gestellt. Unterkunft gab es unterwegs keine, die 1. Nacht wurde auf dem Hänger verbracht.

Über Neubrandenburg und Altentreptow ging es nach Demmin in Mecklenbg.-Vorpommern. Dort blieb sie und hat hier Nähen gelernt. Hier erlebte sie auch die Gründung der DDR.

Im Januar 1955 fuhr sie zu einer Tante nach Berlin-Wannsee, wo sie 2 – 3 Tage blieb, um dann von Tempelhof nach Köln zu einer Cousine zu fliegen.

1956 zog sie nach Siegen und arbeitete dann in Hengsbach in einer Lungenheilstätte. Hier lernte sie ihren Mann, Clemens Kühn, kennen. Er stammte aus einer Bäckerei in Zittow bei Schwerin. Er war aus der DDR geflohen. Sie heirateten 1958 standesamtlich in Kreuztal und 1959 kirchlich in Bochum. Dort hatte ihr Mann zunächst Maurer gelernt, arbeitete dann beim Bochumer Verein. 1960 konnten sie in einem Haus in der Siedlung Auf dem Loh eine Wohnung mieten. Hier hatten unter anderem die Familien Zybarth, Soyka, Neumann und Krüger ein Haus erworben.

Familie Rotter

Die Mutter Marianne (geb. 1918) lebte in erster Ehe in Berlin. Ihr erster Mann (Lichy) wurde im September 1939 eingezogen. 1940 wurde der Sohn Manfred geboren; da war der Vater schon gefallen. Sie lernte hier Alfred Rotter (geboren 1912) kennen, der aus Althain in Schlesien stammte. Er war Malermeister. Sie heirateten, und 1943 wurde die Tochter Bärbel geboren. Im gleichen Jahr zogen Rotters nach Althain, Alfreds Heimat. Ihre Möbel wurden in Berlin eingelagert. Sie wurden im Bombenhagel zerstört. Der Sohn Detlef wurde Anfang Februar

1946 in Althain geboren. Noch im gleichen Jahr flohen Rotters mit Verwandten über die tschechische Grenze. Dabei wurde die Oma mehrfach vergewaltigt, der Opa war seither traumatisiert. Doch Alfred und seine Familie mit der dreijährigen Bärbel und dem kranken Detlef mussten die Flucht abbrechen und kehrten zurück nach Althain.

Als die Russen nach Kriegsende Polen nach Schlesien umsiedelten, legte man den Rotters nahe, Polen zu werden. Die Deutschen sollten ja nach dem Potsdamer Abkommen vertrieben werden. Das lehnten sie ab. Ihr Haus wurde enteignet, Alfred im Bergbau untertage eingesetzt. Daneben malte er viel für seine neuen polnischen Nachbarn. Dabei wurde seine Kunstfertigkeit entdeckt. Man setzte ihn nun übertage ein und er bekam viele Aufträge von den Polen für seine Bilder. Die Kinder nahmen illegal im Nachbardorf am deutschen Unterricht teil. Tochter Bärbel wurde 1957 in Althain deutsch konfirmiert.

Im gleichen Jahr kamen die Rotters als Spätaussiedler in die Bundesrepublik. Zunächst ins Aufnahmelager in Friedland, dann weiter über Hamburg nach Essen. Hier lebten Verwandte, die ihnen eine Wohnung besorgten. Zunächst für wenige Tage in Holsterhausen, dann in Altendorf im Hause Burgstraße 55 neben dem Hof Wintermann.



Marianne Rotter mit Sohn Manfred und Heinrich Wintermann.

Für den Verlust des Eigentums in Schlesien gab es eine geringe Entschädigung. Alfred fand zunächst Arbeit bei Malermeister Bach, bevor er sich 1966 selbständig machte. 1960 zogen sie um in eine Wohnung in der Holteyer Straße, und 1986 zur Überraubrstraße 536. Hier starben Alfred und seine Frau Marianne, Alfred im schönen Alter von 96 Jahren.

Ein junger Burgaltendorfer weiß aus seiner Familie:

Nach dem Krieg wurde auch in unserem Haus (im Steingatt) ein Zimmer freigeräumt, um zu helfen. Hier zog Frau Leischner, eine Frau aus Schlesien, ein. Soweit ich weiß, war ihr Mann tot, es gab aber Verwandte im Ruhrgebiet. Sie hatte nur ein Zimmer zur Verfügung, das einen Kaltwasseranschluss hatte. Zudem wurde das Plumpsklo erweitert, sodass sie auch eine Toilette hatte. Es war eine sehr bescheidene Frau, die bis zur Hochzeit meiner Eltern 1969 bei uns gewohnt hat.

Eine Burgaltendorferin, Jahrgang 1942, erinnert sich:

Obwohl viele Jahre seit der Kindheit vergangen sind, weckt ein Stichwort manchmal längst verdrängte Erinnerungen.

Ich wurde 1948 in der Burgschule eingeschult. Da waren plötzlich Kinder, die wir nicht kannten. Wir hörten das Wort „Flüchtlingskinder“. Sie kamen vom Zechenplatz, wo sie in den alten großen Gebäuden der Zeche Altendorf Tiefbau, den alten Betriebsgebäuden des Schachtes Willm, aber auch in notdürftigen Baracken lebten. Wenn die Erwachsenen über sie

sprachen, hörten wir immer Negatives daraus. Man konnte diese Leute ja an ihrem Dialekt erkennen.

Ein solches Flüchtlingskind war in unserer Klasse. Als dann unsere Erstkommunion anstand, konnte sich jedes Kind ein Partnerkind aussuchen. Da unsere Klasse eine ungerade Schülerzahl hatte, blieb ein Kind übrig, natürlich das „Flüchtlingskind“. Wir Kinder fühlten, dass da etwas nicht stimmte. Ich hatte schon eine Partnerin. Nicht Lehrer oder Pfarrer haben das Problem gelöst, sondern wir Kinder. Und so blieb das „Flüchtlingskind“ nicht allein.

Dieter Bonnekamp, November 2022